

In den vergangenen Wochen kreiste immer wieder ein Rotkehlchen über den Köpfen der Abgeordneten, es flog unter dem Dach des Saals hin und her, und es sang wunderschön. Wahrscheinlich hatte der Vogel die mit grünem Leder bespannten Bänke, die ihm aus der Tiefe entgegenleuchteten, mit einer Sommerwiese verwechselt. Ein wenig wärmer als draußen, im eisgrauen Londoner Winter, war es für das Tier zwischen den dunklen Holzpaneelen im Unterhaus in jedem Fall.

Die zwei Damen auf der Besuchertribüne, die Garderobenmarken ausgeben, Rucksäcke und Taschen verstauen, Schüler ermahnen, vermissen das Rotkehlchen; es wurde eingefangen und aus dem Unterhaus expediert. Die Mäuse hingegen sind immer da. Sie wohnen zu Hunderten in den oberen Stockwerken im Westminster-Palast, im stolzesten Parlament der Welt. Derweil haben die Ratten das Erdgeschoss und den Keller übernommen. Wenn man von der zentralen Lobby die knarzigen Stiegen zur Tribüne emporsteigt, kommt man an gerahmten Stichen vom großen Brand 1834 vorbei: Rauchende Trümmer liegen da, wo das erste Parlament einst stand. Alles nicht sehr vertrauenswürdig.

Regelmäßig werden Berge aus Talg, Haar und Fett aus verstopften Röhren gesprengt

Im Saal steht die Renovierung von Westminster auf der Tagesordnung, die Debatte ist provinziell und kleinteilig. Ein konservativer Abgeordneter, bekannt als Snob, der gern mit dem Bentley bei seinen Wählern vorfährt, macht Witze darüber, dass die Kollegen wegen dringend notwendiger Bauarbeiten überhaupt ausziehen wollen; „eine moderate Belastung“ bei der Arbeit werde man als echter Brite ja wohl noch aushalten. Seine Premierministerin, Theresa May, hatte vor der Debatte die Devisen ausgegeben, dass man dem Volk die Kosten von fünf bis sechs Milliarden Pfund (mehr als sieben Milliarden Euro), für die dringend überfällige Sanierung nicht erklären könne – schon gar nicht vor dem Brexit und vor der nächsten Wahl.

Sehr wahrscheinlich ist sie sowieso nicht mehr im Amt, wenn in Westminster das Dach einbricht oder Wände zusammenfallen. Typisch May: Es geht ums große Ganze, um die Zukunft, und sie schaut, wie sie kurzfristig politisch am ehesten überlebt. „Making Britain fit for the future“ ist ihr Wahlspruch, Großbritannien will sie fit für die Zukunft machen.

Ja gut, und wo? Vorne in der großen Eingangshalle drängt sich ein frierender Polizist an eine Wärmelampe, das Holzdach über seinem Kopf ist mit Plastikplanen gepolstert, es regnet herein. Weiter hinten im Gebäude, wo es an Wandgemälden vorbei zu den Parlamentsausschüssen geht, stehen rote Plastikbarrikaden im Weg, weil Mauerstücke aus den Wänden brechen. Big Ben wird schon repariert, der Turm ist komplett eingestürzt, der Rest fault vor sich hin. Etwa hundert Luftschächte, vor Ewigkeiten für ein Ventilationssystem gebaut, sind voll mit bröselnden Leitungen und korrodierten Rohren, endlose, es gibt holzgetäfelte Flure ohne eine einzige Fluchttür. Weil es keine Sprinkleranlage gibt, patrouillieren Feuerwehrlente 24 Stunden am Tag durch den riesigen, neogotischen Palast, den Charles Barry und sein genialer Gehilfe Augustus Pugin im 19. Jahrhundert auf dem Treibsand der Themse über den Ruinen des abgebrannten Vorgängerbaus entworfen hatten.

Giftiger Asbest überall. Ab und zu brennt es irgendwo. Die etwa neun Kilometer Heizungsrohre im Keller könnten jederzeit explodieren. Chris Bryant, Labour-Abgeordneter und Berichterstatter für das historische Projekt, redet sich in Rage. Er ruft: „Wenn hier wieder ein Feuer ausbricht, breitet sich das schneller aus, als wir alle rennen können.“

Dann die Abstimmung, nach drei Stunden. Andrea Leadsom, Kabinettsmitglied und Mays Gewährsfrau in dieser Sache, hatte zuvor dafür geworben, noch mal eine Untersuchungskommission einzusetzen, noch mal zu prüfen und: abzuwarten. Das Ergebnis gleicht daher einer kleinen Revolte. Die Parlamentarier stimmen dafür, für ein paar Jahre auszuziehen und vom Palast zu retten, was noch zu retten ist. Zwar erst von 2025 an, aber immerhin. Offenbar hatte Kollege Bryant sie doch noch mit dem emotionalsten seiner Argumente erreicht: „Wir haben jahrhundertlang dafür gekämpft, hier sein zu dürfen. Wir sind die Gewährsleute dieses historischen Erbes. Wir riskieren gerade, einen der größten Schätze dieses Landes zu verlieren.“

Dieses Risiko ist nicht auf Westminster beschränkt. Das Land vergammelt, wo die öffentliche Hand Geld ausgeben müsste. Infrastruktur und Bausubstanz rotten vor sich hin. Nicht umsonst wird in der Hauptstadt in zwei Wochen eine Konferenz zur „Ästhetik des Zerfalls“ abgehalten. Ein Vortrag wird vom „Verfall als Zeichen der Schönheit in Design und Architektur“ handeln. Ach, England...

In London können die Tagungsteilnehmer den Niedergang selbst besichtigen. Die Straßen haben Schlaglöcher wie in der Südukraine. Die berühmte Tube, in ihren Anfängen etwa so alt wie das Parlament, rattert und knattert, rüttelt und schüttelt sich auf krummen Schienen durch enge Tunnel. Repariert werden kann in einem System, das täglich Millionen Menschen



Sieben Milliarden Euro würde die Sanierung von Westminster kosten. Nicht zumutbar für die Wähler, glaubt Premierministerin May.

FOTO: D. LEAL-OLIVAS/JFF

Big Bang

Durchs Parlament krabbeln die Ratten, es ist so kaputt wie alles in London, das nicht in der Hand von Russen und Arabern ist. Nun aber begehren die Menschen auf. Sie wollen ihre Stadt zurück

VON CATHRIN KAHLWEIT

durch Röhren pumpt, nur noch nachts und für wenige Stunden. Zu eng, zu niedrig, hoffnungslos veraltet. Es ist ein Wunder, dass die Züge so selten liegen bleiben. Zeitgleich zu den ersten U-Bahn-Schächten wurde ein verzweigtes System aus Abwasserkanälen gebaut. Heute müssen schwitzende Arbeiter tief unter der Erde regelmäßig autobusgroße Berge aus Talg, Haar, Fett und Feuchttüchern aus verstopften Röhren sprengen.

Und es wird gespart, gespart, gespart. In der Regel auf Kosten der Armen. Rund um den verkohlten Grenfell Tower im Londoner Westen kann man das Ergebnis immer noch bestaunen. Der Wohnturm, der im vergangenen Juni komplett ausbrannte, während in den Flammen 81 Menschen starben, war statt mit feuerfester Verkleidung mit brennbarer Billigware behängt gewesen. Die Firma, die das Hochhaus im Auftrag des Stadtbezirks verwaltete, kaufte günstig ein. Nicht sicher. Das Unternehmen, das die leicht entflammare Außenverkleidung herstellt und angebracht hatte, durfte kürzlich einen Design-Preis entgegennehmen.

Wer spekuliert und nicht baut, soll für Mini-Entschädigungen enteignet werden können

Die Überlebenden des Grenfell-Feuers, darunter viele Sozialhilfeempfänger, warten bis heute auf neue Wohnungen. Die Stadt hat keine. Woher auch? Öffentliche Gebäude verkommen, Sozialausgaben werden stetig reduziert. Sozialwohnungen werden kaum gebaut. Unter Labour gab es mal ein viele Milliarden Pfund teures Modernisierungsprogramm für kommunale Wohnblocks, aber in letzter Zeit werden nur noch sehr wenige saniert. Kein Geld. Wo Heizungen ausfallen, es durch Fenster zieht, warten die Mieter ewig auf Reparaturen. Das Budget reicht immer nur für die ersten Monate im Jahr. Dann ist Schluss.

London war und ist: Dubai an der Themse. Wer hier hat, dem wird gegeben. Wo sich Baukräne drehen, drehen sie sich für internationale Investoren, wo Wohnraum geschaffen wird, entsteht er für Oligarchen, wo sich die Stadt verändert, wo sie boomt, wo sie sich modernisiert, wo sie nach oben oder nach unten wächst, da wächst sie für Millionäre und eher noch Milliardäre. In manchen Stadtteilen stehen Hunderte Häuser, Hunderte Wohnungen leer – pure Investitionsobjekte. Stadtentwickler nennen London inzwischen die „teuerste Ödnis der Welt“. Derweil ist die Zahl der Obdachlosen im vergangenen Jahr um 15 Prozent gestiegen. Immer weniger Menschen können sich diese Stadt leisten; wer passabel leben will, zieht weg.

Einige Prestigeobjekte gibt es ja, doch, die der Stadt wichtig genug sind, um Geld auszugeben. Für 18 Milliarden Euro wird eine Schneise für eine neue Bahnstrecke namens Crossrail quer durch London geschla-

gen, von Ost nach West; in ein paar Monaten soll sie fertig sein. Eine weitere Strecke, von Nordost nach Südwest, ist in Arbeit. Der „Super-Sewer“, ein riesiger Abwasserkanal, entsteht. Und im Southbank Centre, einem Paradebeispiel in Beton gegossener Brutalo-Architektur aus den 50ern und 60ern, wurde gerade nach jahrelangen Renovierungsarbeiten die Hayward Gallery wiederöffnet.

Während der ersten Vernissage nach der langen Schließung steht der deutsche Fotograf Andreas Gursky zwischen seinen großformatigen Bildern und spricht, etwas schüchtern, nicht über seine Fotos, sondern über die Architektur. Toll sei das, soei-

ne Ausstellungshalle, nackter Beton, freigelegte Strukturen. Irgendwie basisdemokratisch. Ehrlich, stark.

Es tut sich was, vor allem an der Basis. Stark und ehrlich. Der Widerstand wächst gegen die Dystopie einer Stadt, die nicht mehr ihren Bewohnern gehört. Bürger stellen unangenehme Fragen, sie wollen ihre Häuser, Kindergärten, Bibliotheken zurück – und nicht die Übergabe kompletter Wohngebiete an Immobilienentwickler. Der Widerstand wird befeuert vom Labour-Bürgermeister, dem charismatischen Juristen Sadiq Kahn, der sich darin gefällt, alles anders machen zu wollen als sein neoliberaler Vorgänger Boris Johnson (mittler-

weile Außenminister). Im Mai sind Kommunalwahlen in England – und über die Entwicklung Londons, auch mit Blick auf den Brexit, wird heiß diskutiert. Außerdem sitzt Labour der Regierung im Nacken. Labour-Chef Jeremy Corbyn, der im Stadtteil Islington lebt, hat ziemlich laut versprochen, wenn er ins Amt komme, lasse er gleich mal 8000 Wohnungen für Tausende Obdachlosen kaufen. Und dann werde sowieso rückverstaatlicht: Wohnungsbau, Bahnen, Wasser.

Viele Londoner wollen nicht so lange warten. Linke Aktivisten haben gerade im Norden der Stadt, in Haringey, gemeinsam empörten Anwohnern ein Zwei-Milliarden-Projekt gestoppt, das die Bezirksverwaltung mit einem privaten Anbieter durchziehen wollte. Ganze Straßenzüge wären plattgemacht worden. Bewohner im benachbarten Barnet gehen auf die Barrikaden, weil die Kommune ihre Dienstleistungen an gesichtslose Großkonzerne ausgelagert. Der Guardian kommentiert, Haringey habe den Bezirk „der Großfinanz überlassen“. Und Barnet habe die Finanzkrise und die rigide Sparpolitik genutzt, um die „Demokratie auszulagern“. Hat nicht ganz geklappt. Die Gegenwehr war zu groß.

Die Sozialisten fordern jetzt eine Strafsteuer für leer stehende Wohnungen, und sie wollen Stadtbezirke wie private Entwickler zwingen, unbebaute Flächen zu nutzen, statt damit zu spekulieren. Wer nicht baut, soll für Mini-Entschädigungen enteignet werden können.

Corbyn hatte in einer Fernsehsendung vor wenigen Tagen große Mühe, einen einzigen Punkt zu nennen, den er am Kapitalismus gut findet. Kapitalisten investieren nur zum eigenen Nutzen, glaubt er. Und nicht für „die Menschen“. Die Konservativen fürchten sich vor seiner Popularität, mit Corbyn, dem linken Ideologen, warnen sie, drohe dem ganzen Land der Sozialismus, mithin: der Untergang.

Paris, sagt der Architekt, sei ein Museum geblieben, London aber sei regellos explodiert

Die Sozialisten freuen sich, sie haben massiven Zulauf vor allem von jungen Leuten, die die Nase voll haben vom Raubtier-Kapitalismus, den sie in der Stadt des großen Geldes jeden Tag aufs Neue erleben. Stephen Barrett, einer der Stars im berühmten Architekturbüro Rogers, Stirk Harbour und Partner, nennt das begeistert ein „Phänomen“, und er nennt es: „Post-Grenfell und Post-Brexit“. Tatsächlich war es ja ein Schock, als Grenfell, für alle sichtbar, in Flammen stand, und als klar war, dass die Katastrophe leicht hätte verhindert werden können, wenn es nicht immer nur ums Geld gegangen wäre. So wie der Schock über einen Brexit nachwirkt, den die Wähler in London nicht wollten und den die meisten gerne doch noch stoppen würden.

Barrett sitzt in seinem spektakulären Büro in der City of London wie in einem Museum für moderne Architektur, inmitten von Dutzenden Modellen, die seine Firma auf der ganzen Welt realisiert hat. Durch eine Schneise zwischen den Hochhäusern fällt der Blick auf die winzig scheinende Kuppel von St. Paul, auf das alte London, das heute so verloren, so zerbrechlich wirkt. Barrett ist halb Franzose, halb Brite, er betreut auch Großprojekte in Frankreich. Und er findet die Unterschiede zwischen dem staatsverliebten, zentralistischen Paris und seiner Heimatstadt London, die sich „dem Diktat des Marktes und privater Initiative unterwirft“, eklatant.

Mehr als 20 Jahre lang, sagt der 50-Jährige, sei London explodiert, es gab mehr Kräne als Bäume, während Paris ein „elegantes Museum“ blieb. London war „innovativ, dynamisch, pragmatisch, regellos“. Aber die britische Metropole habe einen hohen Preis bezahlt, während Paris den öffentlichen Raum, die Kultur, die Qualität mitbedachte. Jetzt immerhin sieht er in London ein „Innehalten“. Weil es nicht mehr so weitergeht.

Die Eisberghäuser sind von außen nicht zu erkennen. Sie wachsen tief in den Untergrund

Alein die Eisberghäuser: Wenn man zum Beispiel, vom Kensington Palast kommend, entlang der heruntergekommenen Portobello-Road mit ihren Touristenfallen-Shops wandert, kann man sie rechts und links in den Seitenstraßen erahnen. Sehen kann man sie nicht. Eisberghäuser nennen die Londoner scheinbar bescheidene Anwesen, die wegen der Bauvorschriften nicht nach oben wachsen dürfen – und die daher nach unten wachsen.

Zwei, drei sind normal, aber sogar vier, fünf Stockwerke in die Tiefe sind keine Seltenheit. Millionäre, die ein Kino, einen Pool, eine Parkgarage, Zimmer für das Personal wollen, kaufen die Reihenhäuser in Chelsea, in Kensington, in Primrose Hill, in Notting Hill auf; dann rücken die Baukommandos an und graben. Und graben. Und graben. Manchmal jahrelang, während das Haus, weitgehend entkernt, stehen bleibt. Und die alteingesessenen Nachbarn, so es sie noch gibt, bejammern die Risse in ihren Wänden und lassen die Lastwagen, die an ihren Autos entlangschrammen.

Der Keller des indischen Stahltycoons Lakshmi Mittal etwa soll einen Spa mit türkischem Bad und Marmor-Pool enthalten. Der Milliardär Leonard Blavatnik hat drei Gebäude von der russischen Botschaft aufgekauft und einen riesigen Garagenkomplex daruntergezogen. Der Immobilienmagnat Jon Hunt soll ein ganzes Ferrari-Museum im Keller haben. Viele Baufirmen machen nur noch in Kellern.

Notting Hill war mal ein Slum, dann ein Hotspot für Rassenkonflikte, dann wurde der Stadtteil berühmt: Hugh Grant und Julia Roberts spielten hinter der blauen Tür eines Reihenhauses, vor der sich heute Touristen fotografieren lassen, das Märchen von der Hollywood-Schönheit, die sich in einen schüchternen Buchhändler verliebt. Seither ist Notting Hill top. Und die Eisberghäuser mit ihren „Mega-Basements“, ihren riesigen Kellern, Durchlöchern den Untergrund, man muss sich das wie einen sehr dünnwandigen Schweizer Käse vorstellen. Die Preise für Häuser in hübschen Stadtvierteln liegen im Schnitt bei zwei Millionen Pfund, viele gehen eher für zehn Millionen und deutlich mehr weg. Villen, die unter der Erde größer sind als darüber, werden ab 80 Millionen angeboten. Käufer: Saudis, Katarer, Russen, Ukrainer, Popstars und Fußballer.

Doch auch hier gilt: Die Zweifel wachsen. Jahrelang genehmigten die Bezirke praktisch alle Anträge für die Keller, die so tief waren wie das Haus oben hoch. Damit ist jetzt weitgehend Schluss. Zu viele Anwohner-Proteste. Zu viele Nabobs, die nur ein Mal im Jahr nach ihren millionenteuren Liegenschaften schauen. Sterbende Viertel. Seit zwei Jahren werden im Bezirksamt Kensington und Chelsea, zu dem auch Notting Hill gehört, immer weniger Genehmigungen erteilt. Das hat sich noch nicht überall herumgesprochen. Das berühmte Art-déco-Hotel Claridge's im teuren Viertel Mayfair bekam einen fünfstöckigen Keller genehmigt, die Bauarbeiten haben gerade begonnen. Und nein, die schnippische PR-Dame im Claridge's möchte „der Öffentlichkeit keine Details mitteilen“. Man ist vorsichtig geworden in London.

Die Stadt des Verfalls und der maximalen Großkotzigkeit ist aufgewacht. Sie ist eingeschüchert vom drohenden Abschied der Investmentbanker und vieler Großkonzerne nach dem Brexit, den Kritiker der Stadtentwicklung aber auch als Chance sehen. Wütend über eine Entscheidung, die das politische Establishment, wie ferngesteuert und schlafwandeln, nicht infrage zu stellen wagt. London zeigt jetzt, dass es sich noch etwas anderes vorgenommen hat als das, was der Architekturkritiker der Financial Times, Edwin Heathcote, die „Privatisierung von Luft und Boden“ nennt.

Er zitiert den Stadthistoriker Lewis Mumford, der 1961 sagte, die wichtigste Aufgabe einer Stadt sei, „Macht in Form zu verwandeln, Energie in Kultur, totes Material in lebendige Symbole, Reproduktion in Kreativität“. Die längste Zeit, sagt Heathcote, sei die Aufgabe einer Stadt wie London offenbar nur gewesen, „Raum in Geld zu verwandeln“. Das, findet er, ist nicht genug.



Eindrücke aus dem Parlament: Den Abgeordneten ist bewusst, dass Westminster einstürzen könnte. „Wir riskieren gerade, einen der größten Schätze dieses Landes zu verlieren.“ Aber es ist ja nur eines von vielen maroden Bauwerken. FOTOS: DPA